

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524. Anzeigen - Annahme
durch den Verlag und sämtliche Annoncen - Expeditionen

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Einzelbezug 10 Pfennig / Vierteljahresbezug 2,00 Mark /
Halbjahresbezug 4,00 Mark / Jahresbezug 7,00 Mark / In-
sertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareille 60 Pfg.

ERSTER JAHRGANG

BERLIN/DONNERSTAG/DEN 3. MÄRZ 1910/WIEN

NUMMER 1

INHALT: KARL KRAUS: Die Operette / RUDOLF KURTZ: Programmatisches / GLOSSEN: Liberale Rebellen Schmock Triumphator Insektenpulver! Insektenpulver! Der Unfug des Redens Federvieh-Menuett / ADOLF LOOS: Vom armen reichen Mann / RENE SCHICKELE: Berlin / FELIX STÖSSINGER: Einheitliche Konzerte / ELSE LASKER-SCHÜLER: Peter Baum / S. FRIEDLAENDER: Ausgelachte Lyrik / SAMUEL LUBLINSKI: Offener Brief / ERKLÄRUNG

Zwei Worte

Zum vierten Male treten wir mit einer neuen Zeitschrift in die Öffentlichkeit. Dreimal versuchte man, mit größten Vertragsbrüchen unsere Tätigkeit zu verhindern, die von den Vielzuvielen peinlich empfunden wird. Wir haben uns entschlossen, unsere eigenen Verleger zu sein. Denn wir sind noch immer so glücklich, glauben zu können, daß an die Stelle des Journalismus und des Feuilletonismus wieder Kultur und die Künste treten können.

**Die Schriftleitung der
Wochenschrift DER STURM**

Berlin im Februar 1910

Die Operette

Von Karl Kraus

Welche Elemente sind es wohl, die die unaussprechliche Gemeinheit dieses neuen Operettenwesens zusammensetzen, und was bewirkt im Grunde jene tobsüchtige Begeisterung in allen Kulturzentren, auf welche die Erde mit einem Beben antwortet? Man bedenke, daß die charmante Pracht einer Offenbachschen Welt versunken ist, und daß sie einst mit allen ihren Wundern nicht das Entzücken verbreitet hat, das heute ein bosniakanischer Gassenhauer findet, den ein Musikfeldweibel geschickt instrumentiert, oder selbst nur der Tonfall, mit dem ein humorloser Komiker die Worte „Njegus, Geliebter, komm her!“ spricht. Man bedenke, daß die Anmut Johann Strauß'scher Walzer nicht bühnenfremder war als die Kitschigkeit ihrer Nachahmungen. Man sage sich, daß die lieblichen Werke der Lecoque, Audran, Planquette, Sullivan, Suppé heute durchfallen, wenn sie neu in Szene gehen; daß kein Direktor es wagt, jene guten Theaterstücke Millöckers, „Apajune“, „Gasparone“, den „Vize-Admiral“, im Repertoire zu halten, die doch schon durch einen gewissen Mehlsatz dem musikalischen Geschmack des heutigen Wienerturns entgegenkamen. . . . Kein Zweifel, diese Fülle von Wohlklang, Grazie und Humor hat sich überlebt. Wir mögen es glauben, daß die Zeit noch kommen wird, in der der Freudengenius eines Offenbach an die Seite Mozarts tritt: heute

sehen wir ihn von dem dürftigsten Walzerspekulant verdrängt; und daß kein Ton jener Heiterkeit aufkomme, die einst von den Namen Orpheus, Helena, Blaubart, Gerolstein und Trapezunt in unsere Herzen schlug, dafür lassen wir Herrn Victor Leon sorgen. Man vergleiche nicht „Pariser Leben“ mit der „Lustigen Witwe“; man höre nur ein paar Takte aus einer der unberühmten, stets verstoßenen Operetten am Klavier, etwa das Lied vom heiligen Chrysostomus aus Offenbachs „Schönröschen“, und wenn man solchen Schimmer von den Reichtümern empfangen hat, die ehemals mit dem Tage verschüttet wurden, frage man sich, warum wir unsere Armut so hoch in Ehren halten . . . Der Grund von all dem: Die Welt wird vernünftiger mit jedem Tag, wodurch naturgemäß ihre Blödsinnigkeit immer mehr zur Geltung kommt. Sie beschnuppert die Kunst auf ihren Wahrscheinlichkeitsgehalt und wünscht ihn von allen Symbolen entkleidet. Darum hat sie das Märchen und die Operette in die ästhetische Ruinenkammer geworfen.

Die Funktion der Musik: den Krampf des Lebens zu lösen, dem Verstand Erholung zu schaffen und die gedankliche Tätigkeit entspannend wieder anzuregen. Diese Funktion mit der Bühnenwirkung verschmolzen, macht die Operette, und sie hat sich mit dem Theatralischen ausschliesslich in dieser Kunstform vertragen. Denn die Operette setzt eine Welt voraus, in welcher die Ursächlichkeit aufgehoben ist, nach den Gesetzen des Chaos, aus dem die andere Welt erschaffen wurde, munter fortgelebt wird und der Gesang als Verständigungsmittel plausibel ist. Vereinigt sich die lösende Wirkung der Musik mit einer verantwortungslosen Heiterkeit, die in diesem Wirrsal ein Bild unserer realen Verkehrtheiten ahnen läßt, so erweist sich die Operette als die einzige dramatische Form, die den theatralischen Möglichkeiten vollkommen angemessen ist. Das Schauspiel kann immer nur trotz oder entgegen dem Gedanken seine Bühnenhaftigkeit durchsetzen, und die Oper führt durch die Inkongruenz eines menschenmöglichen Ernstes mit der wunderlichen Gewohnheit des Singens sich selbst ad absurdum. In der Operette ist die Absurdität vorweg gegeben. Hier klafft kein Abgrund, in dem der Verstand versinkt; die Bühnenwirkung deckt sich mit dem geistigen Inhalt. Im Schauspiel siegt das Schauspielische auf Kosten des Dichterischen, denn um uns zu Tränen zu rühren, ist es ganz gleichgültig, ob Shakespeare oder Wildenbruch die Gelegenheit bietet; in der Oper spottet das Musikalische des Theatralischen, und die natürliche Parodie, die im Nebeneinander zweier Formen entsteht, macht auch den tatkräftigsten Vorsatz zu einem „Gesamtkunstwerk“ lächerlich. Das Theater ist die Profanierung des unmittelbaren dichterischen Gedankens und des sich selbst bedeutenden musikalischen Ernstes; es ist der Hemmschuh jedes Wirkens, das eine „Sammlung“ beansprucht, anstatt sie durch die sogenannte „Zerstreuung“ erst herbeizuführen. Aeschylos wird an dem Ausbreitungsbedürfnis des letzten Komödianten zu Schanden, und die Andachtsübungen einer Wagneroper sind ein theatralischer Nonsens. Zu einem Gesamtkunstwerk im harmonischen Geiste aber vermögen Aktion und Gesang in der Operette zu verschmelzen, die eine Welt als gegeben nimmt, in der

sich der Unsinn von selbst versteht und in der er nie die Reaktion der Vernunft herausfordert. Offenbach hat in seinen Reichen phantasiebelebender Unvernunft auch für die geistvollste Parodierung des Opernwesens Raum: die souveräne Planlosigkeit der Operette kehrte sich bewußt gegen die Lächerlichkeit einer Kunstform, die im Rahmen einer planvollen Handlung den Unsinn erst zu Ehren bringt. Daß Operettenverschwörer singen, ist natürlich, aber die Opernverschwörer meinen es ernst und schädigen den Ernst ihres Vorhabens durch die Unmotiviertheit ihres Singens. Wenn nun der Gesang der Operettenverschwörer zugleich das Treiben der Opernverschwörer parodiert, so ergibt sich jene doppelte Vollkommenheit der Theaterwirkung, die den Werken Offenbachs ihren Zauber erhält, weit über die Dauer des politischen Anzüglichkeiten hinaus, auf welche Nichtverstehers seines Wesens den größten Schaden legen. An der Regellosigkeit, mit der die Ereignisse in der Operette vollziehen, nimmt nur ein verrationalisiertes Theaterpublikum Anstoß. Der Gedanke der Operette ist Rausch, aus dem Gedanken geboren werden; die Nüchternheit geht leer aus. Dieses anmutige Wegspülen aller logischen Einwände, und dies Entrücken in eine Konvention übereinander purzelnder Begebenheiten, in der das Schicksal des Einzelnen bei einem Chorus von Passanten die unwahrscheinlichste Teilnahme findet, dies Aufheben aller sozialen Unterschiede zum Zweck der musikalischen Eintracht, und diese Promptheit, mit der der Vorsatz eines Abenteuerlustigen: „Ich stürz mich in den Strudel, Strudel hinein“ von den Unbeteiligten bestätigt und neidlos unterstützt wird, so daß die Devise: „Er stürzt sich in den Strudel, Strudel hinein“ lauffeuerartig zu einem Bekenntnis der Allgemeinheit wird — diese Summe von heiterer Unmöglichkeit bedeutet jenen reizvollen Anlaß, uns von den trostlosen Möglichkeiten des Lebens zu erholen. Indem aber die Grazie das künstlerische Maß dieser Narrheit ist, darf dem Operettenunsinn ein beträchtlicher erzieherischer Wert zugesprochen werden. Ich kann mir denken, daß ein junger Mensch von den Werken Offenbachs, die er in einem Sommertheater zu sehen bekommt, entscheidendere Eindrücke empfängt, als von jenen Klassikern, zu deren verständnisloser Empfängnis ihn die Pädagogik antreibt. Vielleicht könnte ihm das Zerrbild der Götter den wahren Olymp erschließen. Vielleicht wird seine Phantasie zu der Bewältigung der Fleißaufgabe gespornt, sich aus der „Schönen Helena“ jenes Bild der Heroen zu formen, das ihm die Ilias noch vorenthält. Und er zieht aus der bukolischen Posse, die die Wunderwelt des Blaubart einleitet, mehr lyrische Stimmung, von dem spaßigen Frauenmord mehr echtes Grauen und Romantik, als ihm Dichter bieten können, die es darauf abgesehen haben. Von dem Entree eines Alcaden, den zwei Dorfschönen um seine Perücke herum-drehen, mag ihm das Bild der lächerlichen Hilflosigkeit in Erinnerung bleiben, wenn sich ihm einst die Kluft zwischen Gesetz und Leben öffnet, und alle Ungebühr in Politik und Verwaltung offenbart sich ihm schmerzlos in der Verwirrung, welche die Staatsaktionen der Operette zur Folge haben. Eine Gesellschaft aber, die das Lachen geistig anstrengt und die gefunden hat, daß sich mit dem

Ernst des Lebens bessere Geschäfte machen lassen, hat den blühenden Unsinn der Operette zum Welken gebracht. Sie imponierte sich mit ihrer Pffiffigkeit, als sie die Unwahrscheinlichkeit einer Operettenhandlung entdeckte. Wie sollte es auch möglich sein, den im Verdienenerleben unaufhörlich tätigen Verstand für einen ganzen Abend auszuschalten? Zudem ist der Feuilletonlektüre eine vordem nie gesehene Ausbreitung der Bildung gelungen, und diese läßt sich mit Schäferspielen und märchenblauen Unmöglichkeiten nicht mehr abspeisen. Der aufgeweckte Verstand hat den Unsinn entlarvt und seine Rationalisierung durchgesetzt. Was geschieht? Der Unsinn, der früher das Element war, aus dem Kunst geboren wurde, brüllt losgebunden auf der Szene. Unter dem Protektorat der Vernunft entfaltet sich eine Gehirnschande, welche die dankbaren Dulder ärger prostituiert, als die spekulativen Täter. Die alten Operettenformen, die an die Bedingung des Unsinnigen geknüpft bleiben, werden mit neuer Logik ausgestopft, und der Effekt läßt sich etwa so an, als ob jetzt die opernhafte Lächerlichkeit von einer Bande entfesselter Tollhäuser demonstriert würde. Die Forderung, daß die Operette vor der reinen Vernunft bestehe, ist die Urheberin des reinen Operettenblödsinns. Der Komiker, der keine Komik hat und sein Lied schlecht singt, muß freilich „ein Menschenschicksal darstellen“; wer aber ein Menschenschicksal darstellt, macht die Narrheit, dabei zu singen, erst komplett, und das Gedudel im Orchester setzt den Respekt vor einem Seelendrama wie der „Lustigen Witwe“ beträchtlich herab. Doch die ernstgenommene Sinnlosigkeit auf der Bühne entspricht durchaus der Lebensauffassung einer Gesellschaft, die auf ihre alten Tage Vernunft bekommen hat und dadurch ihren Schwachsinn erst bloßstellte. Und ihren Blößen die Stoffe zurechtzumachen, ist eine Legion talentloser Flickschneider am Werke. Der Drang, das Leben der musikalischen Burleske zu verifizieren, hat die Gräßlichkeiten der Salonoperette erschaffen, die von der Höhe der „Fledermaus“ — des Uebels Urquell — über die Mittelmäßigkeit des „Opernballs“ in die Niederung der „Lustigen Witwe“ führen. Von der natürlichen Erkenntnis verlassen, daß ein phantastisches oder exotisches Geschehen jedenfalls ein der Kontrolle entrücktes und notwendig ist, um das Singen in allen Umständen glaubhaft zu machen, und ohne Ahnung, daß ein singender Kommissar im Smoking eine Gesellschaftsplaue sei, wagt die neue Industrie das Aeußerste.

Aber sie darf es wagen. Denn ihrem Publikum dient die heutige Operette bloß als ein Vorwort zu den gröhlenden Freuden des Nachtlebens. Auf die weit aufgesperrten Mäuler der Volkssänger, die der Champagnerwurzen das Vergnügen durch den Trost: „Es muß ja net der letzte sein“ erhöhen, will man durch den Theatergesang schonend vorbereitet werden. Und vielleicht erklärt uns ein Feuilletonist auch diesen protzigen Mangel an Genußfähigkeit als tiefere Bedeutung. Wir vermöchten sonst in dem Tasten nach einer roheren Gegenständlichkeit der musikalischen Genuße nur jenen vollbusigen Geschmack wiederzuerkennen, und jene Kolatschenweltanschauung, die jetzt mit dem Stolz der kulturellen Ueberlegenheit getragen wird. Die Wiener Operette hat sich mit dem Geist des Drahrertums verbündet und verzichtet auf das Opfer der Phantasie, das sie einst ihren Genießern zugemutet hat. Ihre Entartung ins Volkssängerische, ihre neue Tendenz, dem niedrigsten Nachlokalpatriotismus zu schmeicheln und die Welt als einen großen Guggelhupf aufzufassen, mit der Wienerstadt als dem einzigen Weinberl darin, ihre Anbiederung an den Stefansturm, auf dessen Spitze Herr Gabor Steiner gedacht wird, wie er eine Schenkelparade der himmlischen Heerschaaren inszeniert: diese ganze Entwicklung der Operette ins Walzerische und Drahrerische würde wieder ihre Satire in einer musikalischen Burleske verdienen, wie sie Offenbach aus der Lächerlichkeit der opernhaften Gebärde geschaffen hat. Der Spott ergäbe sich um so müheloser, als die neue Operette auf der Höhe ihrer Verknödelung sich selbst des Operngestus bedient und einen Fünfkreuzertanz mit einem Posaunenfest der Instrumentation beschließt. Die Satire, die hier einzusetzen hätte, wäre eine vollkommene Rehabilitation des wahren Kunstwertes der Gattung. Sie dürfte nicht den „Operettenblödsinn“ treffen, sondern das blödsinnige Streben der Operette, sich einen Sinn beizulegen, der den Blödsinn ins Unmittelbare rückt, ihren Eifer, den Mangel an Komik durch Logik wettzumachen, und die Stelle, auf der ein Sänger stehen sollte, mit einem Psychologen zu besetzen. Konsequenz der Charaktere und Realität der Begebenheiten sind Vorzüge,

zu denen nicht erst Musik gemacht werden muß. Daß ein schlafendes Liebespaar von einem Polizistenchor nicht gestört wird, ist in der Welt der musikalischen Unberechenbarkeit durchaus möglich. Die Wahrscheinlichkeit, daß es im Leben geschieht, wäre die wertlose Erkenntnis einer rationalistischen Satire, die sich nicht zu hoch über das Niveau jener Intelligenz erhebt, der die beglaubigte Albernheit der modernen Operette ihre spottwürdigen Triumphe verdankt.

Programmatisches

Von Rudolf Kurtz

Die Tatsache einer neuen Zeitschrift mag ein Bemühen um Verständlichkeit entschuldigen, das selbst vor der Zerrüttung des eigenen Gehirns nicht zurückschreckt. Ich erkläre, daß ich mit peinlichstem Unbehagen durch eine Unzahl von Zeilen flösse, was in der Biegung eines gutgerichteten Nebensatzes einen kleinen Farbeffekt erzielen könnte. Aber wir haben es dem Publikum so leicht gemacht, uns mißzuverstehen, daß es ein erlaubter Scherz ist, zu dem Niveau einer behaglich freundwilligen Unterhaltung herabzusteigen, wo handfeste Worte massive Gesinnungen illustrieren. Denn es gilt, ihre trägen Sinne von dem Dasein eines Willens zu unterrichten, wo sie im Glanz der bunten Feuerwerke schmunzelnd die Absicht zu unterhalten wittern. Es ist ein Irrtum. Wir wollen sie nicht unterhalten. Wir wollen ihnen ihr bequemes einst-erhabenes Weltbild tückisch demolieren. Denn wir halten ihren Ernst für Lebensträgheit, Hinterwäldler-Dumpfheit, deren Psychologie Nietzsche längst geschrieben hat.

Als vor einiger Zeit ein paar provokante Notizen von mir einem gewichtigen Handwerksmeister vor die massive Stirn sprangen, sammelte sich seine biedere Empörung in diesem Wort: Unreife. Und ob schon das Pathos seiner Entrüstung durch keinen Versuch einer Widerlegung gehemmt war, hypnotisierte er seine Leser mit diesem Wort: Unreife.

Das ist es, was aus tausend tiefenden Mäulern auf uns herabgespielen wird. Die Moral der brutalen Unempfindlichkeit, die in einem schnellgleitenden Paradox ihre monumentale Haltung gefährdet sieht. Als ich vor einem halben Jahrzehnt mit behäbigem Pathos einige Stichflammen unter dem Gesäß eines allzubehaglichen Literarhistorikers anzündete, stieß der Trommelwirbel jedem das Wort in den achtungsvoll geöffneten Schund zurück. Das kritische Empfinden der Zeitgenossen mißt die verbrauchte Lungenkraft und antwortet nur auf die kunstvoll gerunzelte Stirn. Ihr Gefühl von Reife bestimmt sich durch Merkmale dieser Art: daß wohlperidierte Sätze in ernstem Trott über die Zeilen schleichen. Sie propagieren ein Ideal der Männlichkeit, das wetteifernd mit dem Tischlergewerbe um den Kranz der energischsten Transpiration streitet. Sie begreifen nicht, daß es aus der Not eines von der Fülle des Daseins überwältigten Lebens geschieht, wenn spitze Ironien den dunklen Spalt zwischen Schicksal und Welt überbrücken. Ihr Gehirn ruht zu unbewegt in dieser Kruste von Lebensernst, als daß sie spürten, wie sich in einer sorgsam von allen Sprachresten befreiten Antithese, die wie ein leichtsinniger Flügelschlag emporflattert, ein Schmerz befreit, der zu fieberhaft von allen Kräften des Lebens zittert, um in einer acherontischen Vereisung seines Sachgehalts erschöpft zu sein. Die deutsche Intelligenz ahnt nichts von der Leidenschaft des Schriftstellers, Musik zu werden, Sinn und Traum im Anschlag eines Wortes zu hören, das leicht und frei sich von der Erde löst. Ihr grober Sinn übersieht, wie Haß und Erbitterung aus der spielerisch geschnellten Kurve eines Relativsatzes in tödlicher Verdichtung aufblitzen kann, wie in einer heiteren Gebärde ein Wille seine befreiteste Form gefunden hat, der schmerzhaft und dumpf im Gestrüpp dunkler Vorstellungen vegetierte.

Nie hat die Kunst sie berührt. Ihr Verständnis ist ganz erfüllt von dem Ernst der Aufgabe: nie kommen sie über diese Sphäre hinaus zu jener Freiheit der Bewegung, die sie dumpfen Herzens als „Unreife“, „Spielerei“ ablehnen. In jener glücklichen Epoche deutschen Daseins, als logische Begeisterung mit einer tiefen ästhetischen Intuition sich durchdrang, spiegelte sich dieses Gefühl in dem Begriff der Ironie und einer der wenigen ebenbürtigen Nachfahren jenes Geschlechts, Nietzsche, predigte einem dumpfen Ernst zwecklos die frohe

Botschaft des „Tanzes“. Die deutsche Intelligenz ist sich längst klar — soweit sie Snobismus oder fachliches Interesse nicht zu einem anderen Urteile bewegt — daß dies alles Dilettantismus ist.

Sie werden es nie anders begreifen. Nie wird ihr Gehirn ein Strahl des Gefühls erhellen, daß jenes Schweben über den Dingen, jene romantische Ironie nicht dilettantischer Hochmut ist, sondern ein wolüstiges Gefühl der unendlichen Fülle des Daseins; daß es heiter macht, diese Atmosphäre innig zu atmen, in einem Augenaufschlag den Reichtum der Landschaft polarisch zu umfassen, Bewegung und Licht der Sterne. (Und hier, aus einem tiefen Empfinden des Beschenktseins: unser Dank an Alfred Kerr.)

Mit gereizter Würde wehrt man ab, den Enthusiasmus für Dinge zu begreifen, die nicht im Brennpunkt der bürgerlichen Moral stehen. Der gelähmte Instinkt versagt vor der Erkenntnis, daß es begeisterte Hingabe an die Fülle der Gesichte ist, eine reizbare Verfeinerung und Steigerung des Daseinsgefühls, das neue Möglichkeiten in der Aufhebung der Schwerkraft durch japanische Akrobaten, der Charme einer durch behutsame Technik erfahrenen Sexualität einer Tänzerin, dem ungeheuren Tappen des Nilpferdes anschauend erlebt.

An Deutschlands Küsten wuchert fahlgrün und algenhaft das Würde-Infusor. Blinder Intellektualismus vergewaltigt die Wirklichkeit. Eine Kunst soll gezüchtet werden, in der der konstitutive Faktor der Anschauung bis auf ein Minimum geschwächt ist. Die deutschen Kunstbestrebungen, soweit sie einer Formulierung fähig sind, bewegen sich in den gleichen Gegensätzen wie zur Zeit der Romantik. Noch gilt die Polemik dieser Zeit gegen die Dramatik Schillers. Die Kunst stellt Entfaltung der Individualität dar: jeder dieser Zustände bedeutet zugleich einen Zustand der Menschheit. Objekt der Kunst ist nicht eine von ihrer Gebundenheit befreite Möglichkeit, sondern die gerade in dieser Bestimmtheit zu tiefst erschaute Wirklichkeit, die Schiller entmaterialisiert: „Der Dichter leiht der Welt eine Vollkommenheit, in der sie nie existiert hat.“ Den Romantikern aber ist die Wirklichkeit schon das Kunstwerk, daß zu seiner Vollkommenheit in der Kunst wohl künstlerische Kraft, aber nicht Erweiterung bedarf. „Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk.“ (Friedrich Schlegel.) Und diese Unfähigkeit, das Gesetz vom Objekt zu empfangen (wie zitiert wird), beherrscht die zeitgenössische Kultur. Wohl drängt ein Wille zur Form, aber er wird trivialisiert durch die oberflächliche Unterordnung des Objekts unter ein willkürlich erfülltes Schema — sei es auf Grund einer empirischen Täuschung errichtet, sei es die entartete Fortbildung einer ehemals gerechtfertigten Gesetzmäßigkeit. Die Organe sind geschwächt, der Instinkt ohne Schwungkraft. Einmal war es in neuester Zeit denkbar, daß eine Epoche aufgewählter Menschlichkeit als Vorfrühling späterer Blüte sich entfaltete: das war, als Nietzsche seine Bücher schrieb und es galt, sie in die dichterische Praxis aufzunehmen. Aber die Zeitgenossen wehrten den Impuls mit einer geradezu welthistorischen Banalität ab und brachten ihr Bedürfnis auf das engste, beschränkteste, widerspruchsvollste Bild: den Naturalismus.

Das Signal unserer Zeit ist der wohltemperierte Liberalismus. Man will aufbauen, wo die Basis von jedem Fingerdruck in ein schwammiges Gewebe zerrissen wird. Der Intellektualismus kann nur gedämpft werden von der lärmvollen Betonung der Instinkte, der dunklen Kräfte, die er organisierend im Dienst des Lebens stellen sollte und zu denen er längst alle Beziehungen verloren hat. Der Intellektualismus genügt seinem Stilbedürfnis, indem er das Leben einer vereinfachenden Schablone unterordnet. Die Sehschärfe des Auges ist gelähmt: es genügt die begriffliche Signatur der Dinge. (Und die Anschauungen füllt eine zweifelhafte, stillose Erinnerung hinein.) Ueber die Breite der deutschen Literatur kreist dieser perverse Stilbegriff: von der klassischen Gebärde Neuweimars bis zu der pragwienerischen Verklärung der Bügelfalte.

Die Revision dieses lebensfernen Stilbegriffs wird uns Gelegenheit zu anmutigen Scherzen geben. Mit der provokantesten Geste werden wir jede Aeußerung dieser Kultur verhöhnen, die statt auf Ausschöpfung des Lebens auf Erhaltung ihrer Konventionen abzielt. Jede liberale Schüchternheit, inhaltlose Gebräuche zu erhalten, werden wir mit radikaler Sorgfalt ausrupfen. Denn wir erleben das welthistorische Schauspiel einer Epoche, in der das

Mittel, die Kräfte des Lebens zum vollendetsten Ausdruck zu bringen, von der allgemeinen Banalität gespeist, zu einer selbständigen Gestaltung sich auswächst und endlich dem Leben seine Kräfte entzieht, um seine nutzlosen, an sich leeren Dogmen zu erhalten.

Wir gedenken nicht, meine Herren, dieser arm-seligen Komödie nur als Zuschauer beizuwohnen.

Durch diesen Beitrag werden nicht Meinung und Absicht der Mitarbeiter charakterisiert. Diese Sätze treffen nur mich und die wenigen mir persönlich nahestehenden Freunde. R. K.

Glossen

Liberaler Rebellen

Politische Ideale bedeuten Gestaltungen des Weltmarkts, in der die Mitglieder einer Partei die besten Geschäfte machen zu können hoffen. Unter dieser Voraussetzung ist der deutsche Liberalismus das denkbar aussichtsloseste Geschäft. Führer, die bald nach oben, bald nach unten revolutionieren müssen, Anhänger, die ihre Weltanschauung je nach Lage ihrer geschäftlichen Interessen bald nach rechts, bald nach links korrigieren müssen: wie soll in dieser ewig aufgeregten Begeisterung sich ein solides Geschäftsinteresse durchsetzen. Der Liberalismus ist die Partei der Ueberzeugungslosen, die immer erst den Augenblick abwarten müssen, um zu wissen, was sie glauben — um liberal zu sein, genügt es, politisch und kulturell uninteressiert zu sein. Es ist das berühmte politische Neutrum. In den Ostmarken hat sich die allgemeine Haltlosigkeit der Liberalen in einem ergötzlichen Fall gezeigt. Nationalliberale haben die für das Deutschtum, das ja zu ihren Programmartikeln gehört, gefährlichste Torheit begangen, in einem von großpolnischer Agitation aufgestachelten Lande die deutschen Stimmen durch Aufstellung nationalliberaler Kandidaten zu zerstückeln. Statt sich im parlamentarischen Kuhhandel — der übrigens das Symbol der liberalen Gesinnung ist — auf einen Kandidaten zu einigen, wünschen sie ihren politische Individualität zu bewahren: eine Borniertheit, die wiederum nur in das Programm der radikalen Parteien gehört. Ein Schulbeispiel des haltlosen Kulturdilettantismus, das Haus mit der Nuancierung der Fronten zu beginnen. Die Behörden haben die zwei gesinnungstreuen Professoren „gemaßregelt“ — eine Torheit, die den politischen Dilettantismus mit der Märtyrergloriole verklärt. Warum versetzt man die Herren nicht stillschweigend in Landstriche, wo sie ohne Schaden Politik treiben können? Aber ich will mich nicht um das ergötzliche Schauspiel bringen, wie deutsche Professoren in ihrer mannhaften Gesichtlosigkeit zur Destruierung dessen beitragen, was sie dem Schüler mit begeisterter Beredsamkeit für lange verekeln: den deutschen Furor, der aus ganz anderen Quellen kommen muß, um erträglich zu sein. Als praktische Verwüster dieses peinlichsten Enthusiasmus — als Lobrede eines Systems von mittelmäßiger Klugheit und formloser Verwirrung sollen uns auch die nationalliberalen Professoren willkommen sein: zumal mich die angenehme Vorstellung lockt, wie sie gesträubten Haares und gerungener Hände gegen solches Ansinnen protestieren werden.

Schmocker Triumphator

Die Raffinements der gefährlichsten Giftmischer verblassen vor der dämonischen Sicherheit Schmocker, der den Zeitgenossen mit einer höchst differenzierten Technik eine Mischung von Syrup, Vanille und Lebertran in die Adern spritzt. Mit unheimlicher Schnelligkeit lagern sich die Gehirnmoleküle des Befallenen um, der Blutkreislauf schleicht träge, in den höheren Stadien umgibt ihn eine Atmosphäre, die mit Vanille, Syrup und Lebertran auf drei Meter tödlich wirkt. Alle Gefahren des Morphiums entlarven sich lächelnd als harmlos beglückende Befreiung von dieser fragwürdigen Erdoberfläche, und wenigstens gewährt das Morphin reelle Genüsse, um die diese Seuche ihre Sklaven auch noch betrügt. Wie eine fressende Pestilenz senkt sich der Kultus des Schmocker auf das besiedelte Europa. In der Schweiz verläßt eine junge Frau unter Mitnahme ihres Geliebten das Leben. Dafür bleibt ein Tagebuch, das Schmocker als „romantisch“ seinen Lesern eiligst serviert. Niemand sieht das grauenvoll Symptomatische der Angelegenheit. Eine Dame, die endlich Gelegenheit hat, sich unter Ausschaltung lästiger

ger Beteiligter ihren Wünschen überlassen zu dürfen, notiert die Kurven ihrer Leidenschaft in einem Tagebuch, verzeichnet die spirituellen Gipfel ihres Glücks. Nicht einmal die Freuden ersahnter Nächte verhelfen der Dame zu einem reflexionslosen Glück, ihr genügt die Tatsache eines mühevoll errungenen Hotelzimmers keineswegs: sie wünscht dem allen durch Zusatz von Vanille, Syrup und Lebertran einen stechenderen Geruch zu geben. In diese peinliche Unsicherheit der Gefühle bringt Schmocker die Menschheit. Die begehrtesten Umarmungen befriedigen nicht mehr: man wünscht dieser Tatsache schriftlichen Ausdruck zu geben. Das Wesentliche erotischer Beziehungen gipfelt nicht mehr im Schlafzimmer, sondern in einem gefühlvollen Briefwechsel, in dem der Beischlaf als anregendes Motiv Verwendung findet. Und nie war diese Frau durch Druckerschwärze gereizt worden — wer hätte nicht das Günstigste von ihr geglaubt, nachdem die Gattin ihres Geliebten nur von ihr zu sagen wußte, daß sie eine wahre Sirene gewesen sei (und Sirene bedeutet im Munde der gekränkten Ehefrau ein dämonisches Etwas, das jeden Mann zu den verwegenen Träumen berechtigt). — Die Versetzung der Weltgeschichte mit Lebertran ist in Permanenz getreten. Ueber die Erde, der ein fader Dunst von Syrup entsteigt, reckt sich die gigantisch gegen den Horizont geneigte Gestalt Schmocker, der geschäftig und unaufhaltsam bedrucktes Papier in das dunkle Gewimmel schleudert.

Insektenpulver! Insektenpulver!

Seit Monaten wird mein Gehirn nur noch von dieser Frage verwüstet: wird Björnson auch diesmal den längst beendeten Nekrologen widerstehen? Die neue Matratzengruft in Paris ist die Wallfahrtsstätte aller Reporter, die das Absterben jedes Prominenten mit lyrischer Wehmut zu umwölken wünschen. Beflügelte Federn weben an einer Aureole, die im Augenblicke des Todes sich gleißend über sein Haupt erheben wird. Reckenhafte Lebensfreude wird, was der wütende Optimismus eines in eine größere Breite gestellten idyllischen Pfarrerslebens war, urvölkische Begeisterung, was ungestörte Lungenkraft dem Inhalt seiner Werke voraus hatte. Und die lebenswürdige Pointe, für die das Schicksal so bereitwillig gesorgt hatte: der friedliche Abend des Greises, an dem der junge Wein blüht. Ah! Wie mußte der Alte die Vorfriede dieser Begeisterung spüren! Zentimeterweise schlachteten ihn die allzu impressionistischen Schmücke ab. Jede Verdauungsstörung wird ihnen Anlaß zu einem seelischen Intérieur. Man spürt die quälende Sehnsucht, uns mitzuteilen, wie sich der große Norweger mit gewissen körperlichen Verrichtungen abfindet: und nur Schmocker empfindliche Scham bleibt bei dieser wehmütigen Feststellung stehen: „Besondere Schwierigkeiten macht jede Veränderung der Körperlage“. Ein Heer von Zecken hat sich an ihm festgesaugt, gegen die jede Salbe versagt. Sie observieren ihn mit der gleichen Nachdrücklichkeit, die wir bei fürstlichen Beilagern gewohnt sind: wo Schmocker sich in jedes Insekt verwandeln würde, um sich nur keinen Moment des interessanten Nachspiels im Schlafzimmer entgehen zu lassen. Das Verlöschen eines immerhin groß gedachten Lebens wird von einer Herde von Reportern für den Familientisch hergerichtet; um das Seelenleben des Bürgers von seinen Verdauungsschwierigkeiten abzulenken, wird er mit tränen-durchzitterter Stimme über das stufenweise Ableben des Greises unterrichtet. Wo etwas Unterhaltsames herauszuschinden ist, lüftet Schmocker die Bettvorhänge und zeigt die Agonien des Halbgelähmten einem schaulüsternen Parterre. Die Anekdote ergreift Besitz von dem geistigen Leben des alten Europa. Mit feinem Lächeln überwindet sie den Tod. „Eine Wärterin des Hotels, eine resolute Wienerin, verstand es bisher noch am ehesten, ihn zum Essen zu bewegen. Wenn sie mit den Worten zu ihm kam ‚Nun, Herr Professor, wie geht es uns denn heute? Ein wenig papperln?‘ Dann lächelte der Kranke und ließ sich ein Kaviarbrötchen oder anderes aufschwätzen. Jetzt weist er auch diese Frau ab.“ Der Gestank der Wanzen verpestet die Totenzimmer. Keiner hat den Mut, zum Insektenpulver zu greifen. Wir kommen um. Wir werden mit lauwarmem Seifenschäum erstickt. Die Wände unseres Hauses werden durchsichtig, wir leben hinfort vor den Blicken des zeitunglesenden Europas. Unzählige Kiefern zerschroten unser Gehirn zu Druckerschwärze. Insektenpulver! Insektenpulver!

Der Unfug des Redens

Die Volksvertreter hatten ihre wohleinstudierten Leitartikel mit zündender Beredsamkeit improvisiert, da kam die Rede an einen, der wirklich von der Situation gereizt war und nicht einfach seine Meinung an dem Vorredner vorbeizünden lassen wollte. Die unbegreifliche Anteilnahme des Herrn von Oldenburg rächte sich schwer. Der unerfahrene Parlamentarier hatte die Situation ernst genommen und auf einige mit respektvoller Kühnheit geäußerte Bedenken der Herren grob gesagt: daß sie letzten Endes Gäste des Kaisers seien und der Hausherr gegebenenfalls von seinem Hausrecht Gebrauch machen könnte. „Der König von Preußen muß jeden Augenblick imstande sein, zu einem Leutnant zu sagen: Nehmen Sie zehn Mann und schließen Sie den Reichstag“. Rücksichtslos an dieser wohlgemeinten Warnung ist nur das Mißtrauensvotum, das mit zehn Mann die gesunde Volkskraft der linken Parteien kompromittiert. Aber warum dieser hitzig versetzten Ohrfeige andere Sensationen entlocken? Warum der Wortschwall einer Versammlung, deren Getöse durch einen Federstrich gedämpft werden kann? Aber man ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, das gereizte Verantwortlichkeitsgefühl im Schein völkischer Empörung strahlen zu lassen. Ein Toben bricht aus, der Präsident verliert die Haltung, aus dem Schwall zischt es: ist denn kein Tierarzt da? Mit tiefgekränkter Miene naht der Protestchorus der Volksvertreter und über das Haupt des verutzten Bundesbruders reichen sich mittlere und linke Parteien ernst die Hände. Feierlich taucht der alte Singer mit der Geschäftsordnung aus der Versenkung auf — und verbeugt sich tief vor einem plötzlich angeflogenen Gefühl von Komment, daß den Volkstribunen nur sein ernstes Postérieur zu bewundern übrig bleibt. Erschüttert blickt der Herr von Oldenburg in den Kampf der Geister, er weiß nicht, ob er schweigen oder grob werden soll. Aber er vermag sich dem suggestiven Einfluß der Tribünen nicht zu entziehen — und redet. Er stiehlt seiner gesunden Brutalität die Pointe. Hier galt es für ihn, breit lachend die empörte Loyalität sich aussprudeln zu lassen und mit aller Selbstbeherrschung dem brennenden Drang auszuweichen, dessen Komik er selbst mit so angenehmer Faßlichkeit formuliert hatte: dem Drang zu reden, reden, reden.

Federvieh-Menuett

Die arg zerschundene Sprachkunst Alfred Holzbocks ist frisch aufgefärbt. Das ergiebige Schmalz seiner schwärmerischen Verliebtheit — der Holzbock muß in alles verliebt sein, was ihm sein Meister aufzusuchen heißt — fließt zärtlich um die Arrangeure des Presseballes, deren gemütvoll Kollegialität heute alle Gesinnungsdifferenzen überbrückt. Vorsichtig begleiten wir ihn in den Saal, wo junge Leutnants in der anmutigen weiblichen Jugend freudige Partnerinnen finden, und stellen befriedigt fest, daß es wiederum manche kostbaren Toiletten gibt, die den luxuriösen Charakter, sowie schlichte, die den gediegenen Charakter des Balles offenbaren. In respektvoller Entfernung blicken wir verstohlen auf die Galerie der Prominenten, denen unser salbenstrahlender Führer vertraulich die Hände schüttelt, aber ach, die Armen! sie müssen schon von zehn Uhr an geistreiche Einfälle zum besten geben, und zwar auf den kleinen Autographenfächern, die den Damen überreicht werden. Und wenn sein schillernder Stift uns noch an den exotischen Reizen des Festes teilnehmen läßt, ah, dann wissen wir, er war wieder von gesellschaftlicher Vornehmheit, der Presseball von gestern, aber diese Vornehmheit beeinträchtigte nicht die Entwicklung einer Frohstimmung, und daß dieses Fest distinguert und fröhlich ist, das gibt ihm in all unseren Gesellschaftskreisen seinen Reiz und Wert. Holdrio.

Aber der distinguerte Geist dieser vornehmen Atmosphäre findet seinen Niederschlag erst in dem „Musenalmanach 1910“, der als Erinnerung gesendet wurde. Blättern wir ein wenig in dem eleganten Büchlein. Hier entledigt sich seiner Lyrik, wer sie sonst nur in Kursberichten und Gesellschaftsskizzen als zarten Unterton anklingen lassen darf. Und natürlich fehlen nicht die Verklärer des deutschen Heims, die zeitungsfähigen Dichter und Denker. Ludwig Fuldas Esprit spitzt sich zu jener kaum wahrnehmbaren Feinheit, die mich an diesem raffinierten Geist immer gereizt hat: „Ich schrieb ein Stück in des Frühlings Mitten. Und als es über die Bühne geschritten, Da

legte der Herbstwind die Bäume leer — Die Blätter fielen über mich her.“ Die Blätter ... ah Sie scherzen ja, Sie verstehen schon längst. Ein lebenswürdiger Veteran der Feder und des Schwerter äußert sich: „Wie hoch steht doch selbstgewollte Weiblichkeit — inmitten der Gotteswelt bewährt — über der nie versuchten Klostertugend“. Natürlich. Ueber der nie versuchten Klostertugend. Der älteste Herr kann noch im spätesten Alter mit solcher reifen Weisheit sich mühelos die Zeit vertreiben. Und mit aufdringlicher Eleganz drängt sich zartgeblümter Kitsch aus dem eleganten und zierlichen Büchlein, in dem eine meist fragwürdige Literatur ihren Schreibtisch von unverkäuflichem Ballast befreit hat. Oder in dem sich einfach ganz ruppiges, derbes Federvieh spreizt, das mit Transtiefeln und genagelten Sohlen sich eines gewählten und präziösen Menuetts zu entledigen wünscht.

war

Vom armen reichen Mann

Von Adolf Loos

Von einem armen reichen Mann will ich euch erzählen. Der Mann hatte Geld und Gut, ein treues Weib, das ihm die Sorgen, die das Geschäft mit sich brachte, von der Stirn küßte, einen Kreis von Kindern, um die ihn der Aemste seiner Arbeiter beneidet hätte. Seine Freunde liebten ihn, denn was er angriff, gedieh. Aber heute ist das ganz anders geworden. Und das kam so.

Eines Tages sagte sich dieser Mann: Ich habe Geld und Gut, ein treues Weib und Kinder, um die mich der ärmste Arbeiter beneidet. Aber bin ich denn glücklich, wirklich ganz glücklich? Es gibt Menschen, denen alles fehlt, worum man mich beneidet. Aber ihre Sorgen werden hinweggeschauert durch eine große Zauberin, die Kunst. Und was ist mir die Kunst? Ich kenne sie nicht einmal dem Namen nach. Jeder Protz kann seine Visitenkarte bei mir abgeben, und mein Diener reißt den Flügel auf. Aber die Kunst habe ich noch nicht bei mir empfangen. Ich weiß wohl, sie kommt nicht. Aber ich werde sie aufsuchen. Wie eine Königin soll sie bei mir einziehen und bei mir wohnen.

Er war ein kraftvoller Mann, was er anpackte, wurde mit Energie ausgeführt. Das war man immer bei seinen Geschäften gewohnt. Und so ging er noch selben Tages zu einem berühmten Architekten und sagte ihm: „Bringen Sie mir Kunst, die Kunst in meine vier Pfähle! Kostenpunkt Nebensache.“

Der Architekt ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ging zu dem reichen Manne hin, warf alle seine Möbel hinaus, ließ ein Heer von Parkettierern, Lackierern Tapezierern, Maurern, Anstreichern, Tischlern, Installateuren, Schlossern, Töpfern, Teppichspannern, Malern und Bildhauern einziehen und hui, hast du nicht gesehen, war die Kunst eingefangen, wohlverwahrt in den vier Pfählen des reichen Mannes.

Der reiche Mann war übergücklich. Uebergücklich ging er durch die neuen Räume. Wo er hinsah, war Kunst. Kunst in allem und jedem. Er griff in Kunst, wenn er eine Klinke ergriff, er setzte sich auf Kunst, wenn er sich in einem Sessel niederließ, er vergrub sein Haupt in Kunst, wenn er es ermüdet in die Kissen vergrub, sein Fuß versank in Kunst, wenn er über die Teppiche schritt. Mit einer ungeheuren Inbrunst schwelgte er in Kunst; seitdem auch sein Teller mit artistischem Decor versehen war, schnitt er sein Boeuf à l'Oignon noch einmal so fest enzwei.

Man pries ihn, man beneidete ihn. Die Kunstschriften verherrlichten seinen Namen als einen der ersten in der Reihe der Mäcene, seine Zimmer wurden zum Vorbild und zur Darnachachtung abgebildet, erläutert und erklärt.

Aber sie verdienten es auch. Jeder Raum bildete eine abgeschlossene Farbensymphonie. Wand, Möbel und Stoffe waren in der raffiniertesten Weise zusammengestimmt. Jedes Gerät hatte seinen bestimmten Platz und war mit den anderen zu den wunderbarsten Kombinationen verbunden. Nichts, gar nichts hatte der Architekt vergessen. Zigarrenabschneider, Bestecke, Lichtauslöcher, alles, alles war von ihm komponiert worden. Aber es waren nicht die landläufigen Architektenkünste, nein, in jedem Ornamente, in jeder Form, in jedem Nagel war die Individualität des Besitzers ausgedrückt. Eine psychologische Arbeit, deren Schwierigkeit jedermann einleuchten wird.

Der reiche Mann war übergücklich. Einen großen Teil seiner Zeit widmete er von nun an dem Studium seiner Wohnung. Denn das mußte gelernt sein, das sah er wohl bald. Da gab es gar viel zu merken. Jedes Gerät hatte einen bestimmten Platz. Der Architekt hatte es gar zu gut mit ihm gemeint. An alles hatte er schon vorher gedacht. Für das kleinste Dingelchen gab es einen bestimmten Platz, der gerade dafür gemacht war.

Bequem war die Wohnung, aber den Kopf strengte sie gar sehr an. Der Architekt überwachte daher in den ersten Wochen das Wohnen, damit sich kein Fehler einschleiche. Der reiche Mann gab sich alle Mühe. Aber es geschah doch, daß er ein Buch aus der Hand legte und es in Gedanken in jenes Fach schob, das für die Zeitungen angefertigt war. Oder daß er die Asche seiner Zigarre in jene Vertiefung des Tisches abstrich, die für den Leuchter bestimmt war. Hatte man einmal einen Gegenstand in die Hand genommen, so war des Ratens und Versuchens nach dem alten Platze kein Ende, und manchmal mußte der Architekt die Detailzeichnungen aufrollen, um den Platz für die Zündholzschachtel wieder zu entdecken.

Wo die angewandte Kunst solche Triumphe feierte, durfte die angewandte Musik nicht zurückbleiben. Diese Idee beschäftigte den reichen Mann sehr. Er machte eine Eingabe an die Tramwaygesellschaft, in der er ersuchte, die Kondukteure anzuweisen, sich vor seinem Hause statt des sinnlosen Läutens des „Parsifal“-Glockenmotivs zu bedienen. Allein er fand bei der Gesellschaft kein Entgegenkommen. Dort war man für moderne Ideen noch nicht genug empfänglich. Dafür wurde ihm gestattet, die Pilasterung vor seinem Hause auf seine eigenen Kosten ausführen zu lassen, wodurch jedes Fuhrwerk gezwungen wurde, im Rhythmus des Radezky-Marsches vorbeizurollen. Auch die elektrischen Läutewerke in seinem Hause erhielten Wagner- und Beethovenmotive, und alle berufenen Kunstkritiker waren voll des Lobes über den Mann, der der „Kunst im Gebrauchsgegenstande“ ein neues Gebiet eröffnet hatte.

Man kann sich vorstellen, daß alle diese Verbesserungen den Mann noch glücklicher machten.

Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß er es vorzog, möglichst wenig zu Hause zu sein. Nun, von soviel Kunst will man sich auch hier und da erholen. Oder könnten Sie in einer Bildergalerie wohnen? Oder monatelang in „Tristan und Isolde“ sitzen? Nun also! Wer wollte es ihm verdenken, wenn er neue Kräfte im Café, im Restaurant oder bei Freunden und Bekannten für seine Wohnung sammelte. Er hatte sich das anders gedacht. Aber der Kunst müssen Opfer gebracht werden. Er hatte doch schon so viele gebracht. Sein Auge wurde feucht. Er dachte vieler alter Dinge, die er so lieb gehabt hatte, und die er doch manchmal vermißte. Der große Lehnstuhl! Sein Vater hatte schon immer sein Nachmittagsschläfchen darin gemacht. Und die alte Uhr! Und die Bilder! Aber die Kunst verlangt es! Nur nicht weich werden! Einmal geschah es, daß er seinen Geburtstag feierte. Seine Frau und Kinder hatten ihn reich beschenkt — Sachen, die ihm herzliche Freude bereiteten. Denn sie gefielen ihm ausnehmend. Bald darauf aber kam der Architekt, um nach dem Rechten zu sehen und Entscheidungen in schwierigen Fragen zu treffen. Er trat in das Zimmer. Der Hausherr kam ihm freudig entgegen, denn er hatte vieles auf dem Herzen. Aber der Architekt sah nicht die Freudigkeit des Hausherrn. Er hatte etwas ganz anderes entdeckt. Er erbleichte. „Was haben Sie denn für Hausschuhe an,“ stieß er mühsam hervor.

Der Hausherr besah sich seine gestickten Schuhe. Aber er atmete erleichtert auf. Diesmal fühlte er sich ganz unschuldig. Die Schuhe waren nämlich nach dem Originalentwurfe des Architekten gearbeitet worden. Er antwortete daher überlegen: „Aber Herr Architekt, haben Sie schon vergessen? Die Schuhe haben Sie ja selbst gezeichnet!“

„Gewiß,“ donnerte der Architekt, „aber für das Schlafzimmer. Sie aber zerreißen mit diesen zwei unmöglichen Farbfecken die ganze Stimmung. Sehen Sie denn das gar nicht ein?“

Der Hausherr sah wohl ein. Er zog rasch die Schuhe aus und war froh, daß der Architekt nicht auch seine Strümpfe unmöglich fand. Sie gingen nach dem Schlafzimmer, wo der reiche Mann wieder seine Schuhe anziehen durfte.

„Ich habe,“ begann er hier zaghaft, „gestern meinen Geburtstag gefeiert. Meine Lieben haben mich mit Geschenken förmlich überschüttet. Ich habe

Sie rufen lassen, lieber Herr Architekt, damit Sie uns Ratschläge geben, wie wir die Sachen am besten aufstellen können.“

Das Gesicht des Architekten verlängerte sich zusehends. Dann brach er los:

„Wie kommen Sie dazu, sich etwas schenken zu lassen! Habe ich Ihnen nicht alles gezeichnet? Habe ich nicht auf alles Rücksicht genommen? Sie brauchen nichts mehr, Sie sind komplett.“

„Aber,“ erlaubte sich der Hausherr zu erwidern, „ich werde mir doch noch etwas kaufen dürfen?“ „Nein, das dürfen Sie nicht. Nie und niemals! Das fehlte mir noch, Sachen, die nicht von mir gezeichnet sind!“

„Aber wenn mir mein Enkelchen eine Kindergartenarbeit schenkt?“

„Dann dürfen Sie sie nicht nehmen.“

Der Hausherr war vernichtet. Aber noch hatte er nicht verloren. Eine Idee, jawohl eine Idee!

„Und wenn ich mir in der Sezession ein Bild kaufen wollte?“ fragte er triumphierend.

„Dann versuchen Sie doch, es irgendwo aufzuhängen. Sehen Sie denn nicht, daß für nichts mehr Platz ist? Sehen Sie denn nicht, daß ich für jedes Bild, das ich Ihnen aufgehängt habe, auch einen Rahmen auf der Wand, auf der Mauer dazu komponiert habe? Nicht einmal rücken können Sie mit einem Bilde. Probieren Sie doch, ein neues Bild unterzubringen!“

Da vollzog sich in dem reichen, reichen Manne eine Wandlung. Der Glückliche fühlte sich plötzlich tief, tief unglücklich. Er sah sein zukünftiges Leben. Niemand durfte ihm mehr eine Freude bereiten. Wunschlos mußte er an den Verkaufsläden dieser Stadt vorübergehen; für ihn wurde nichts mehr erzeugt. Keines seiner Lieben durfte ihm sein Bild schenken, für ihn gab es keine Maler mehr, keine Künstler, keine Handwerker. Er war ausgeschaltet aus dem künftigen Leben und Streben, Werben und Wünschen. Er fühlte: jetzt heißt es lernen, mit dem eigenen Leichnam herumzugehen. Jawohl! Er ist fertig! Er ist komplett.

Wir führen mit diesem Beitrag den Berlinern einen neuen Mann vor. In seiner engeren Heimat, Wien, ist Adolf Loos wohl bekannt. Julius Meier-Graefe nennt ihn in seiner Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst einen Künstler und Architekten, Schriftsteller und Denker. Loos trat schon vor vierzehn Jahren, zu der Zeit, als die moderne ornamentale Bewegung einsetzte, als ihr schärfster Gegner auf. Anfangs verspottet und verlacht haben aber die Wiener Kunstgewerbler bald seine Ideen zu den ihren gemacht.

Berlin

Von René Schickele

Ballade von unserer lieben Frau im Coupé Auf der Stadtbahn

Es hält ein Zug, der, wohin Du willst, nicht geht. Solang er hält, sprich, Wanderer, ein Gebet.

Liebe Frau im Coupé,
Eure Augen tun weh
wie Haß. Ihr seid verhärrt,
es schmerzt Euer schiefer Mund,
und Eure Schultern träumen.
Ich schwöre, schlief der Hund,
der Eure Füße wärmt,
inbrünstig würd ich Euch den Gram vom Antlitz
blasen.

Ihr solltet nimmer säumen.
Eure Pulse müßten laufen wie zwei Hasen
bis vor die Stadt und zusammenprallend in einem
Busch verschwinden.
Dort möcht ich Euch ernsthaft lächelnd mit gewölbt
Munde wiederfinden.

Schlag, Wanderer, das Zeichen des Kreuzes nach dem Gebet.

Es fährt ein Zug, der, wohin Du willst, nicht geht.

Vorortballade

Um seine Villa beneidet der eine den andern, um das Leuchten des Wannsees,
um seine Terrasse mit geflochtenen Stühlen, um das Segelboot „Ramses“.

Um seinen Hühnerhof auch und den schattigen Garten,
wo er in vielen Nächten verdammt war zu warten.

bis eine Dame kam mit hellem Haar und dem Schlüssel zum Auslug.
Ihr Haar fiel, und sie lachte leis, bis die erste Lerche im Tau schlug.

Nun aber möchte er Starkästen bauen, mit kleinen
Hunden spielen,
Dem Wetter vertrauen und im Schatten nach
glitzernden Möven zielen,

das Bot „Ramses“ besteigen, in Himmel und Wol-
ken baden!
Vor allem wünschte er sehr, seine Freunde zum
Essen zu laden.

Wogegen der andre mit Schnaken kämpfte im
schattigen Garten,
verdammt in vielen Nächten zu stehn und lange zu
warten,

bis eine Dame käme, mit hellem Haar und dem
Schlüssel zum Auslug.
Ihr Haar fiel, und sie lachte leis, bis die erste
Lerche im Tau schlug.

Berliner Abende

I

Ich geh eine ganz vergoldete Straße entlang.
Der Himmel zerfließt im Sonnenuntergang.

Da kommen Frauen, märchenschön,
und bleiben vor glitzernden Läden stehn.

In Blüten schwimmt der Potsdamerplatz,
er träumt vom Mond, dem Götterschatz.

II

An der Ecke steht ein Mann
mit verklärtem Gesicht.
Du stößt ihn an,
er merkt es nicht.

Starrt empor mit blassem Blick,
schlaff die Arme herunter.
Tiefer gestaltet sich sein Geschick
und der Himmel bunter.

Prinzessin fahren aus

Kann ich dir denn im offenen Wagen
vor allen Blicken widersagen,
was du ja schon lange weißt?

Darf ich denn meiner Hände Segen
so auf das wilde Herz dir legen,
daß du still und fröhlich seist?

Da! alle Leute sehn uns an,
als fragten höhnend sie: wie, wann
mag dies Schicksal sich entscheiden?

Ich denke doch, wir wollen nicht
vor jedem dummen Tropf und Wicht
unsre schönen Schmerzen leiden?

Prinzessin in der Theaterloge

Dein ist die Hand, die diesen Fächer hält
und dein bin ich, auch hier.
Erlischt das Licht, wend ich mich rasch zu dir
und nochmals, wenn der Vorhang fällt,
und du erinnerst dich, nicht wahr? . .
und weißt, ich bin sehr schön!

Ich fächle den geliebten Duft dir zu,
ich will in deine Arme wehn!
Ja, manchmal schließe ich die Augen, du . .
so bin ich dein, kannst du das sehn?
und ganz, wie ich es heut und gestern war.

Abschied von Berlin

Hurra! Der Strudel hat mich ausgespiesen.
Fiebernd blicke ich und stammle Fluchgesänge,
Der D-Zug fährt noch zwischen Häusern hin.
Und ich bete, daß die Befreiung mir gelänge
aus dem Wüsten, Wilden, wie es Gott gefällt,
über dem nassen Tiergarten seh ich die Wolken
ziehen,
„Zoologischer Garten“. Dies war meine Welt.
Aber in Geierfängen entflieh ich dir, Berlin!

Nein, ich bliebe nicht, selbst wenn sie mich um-
schlänge
und aus ihrem wunderschönen Mund sich ränge
herzerschütternd Liebesglut und Angstgebet.
Prinzeß, adieu! Jetzt trinkt Ihr wohl Kaffee,
im Garten, vor dem besonnten, roten Tulpenbeet,
das Eurer schwarzen Schönheit ebensogut steht,
wie etwa das Feuer im Kamin Eures dunkeln
Zimmers.

Wie liebe ich die zuckende Wildheit seines Schim-
mers
auf Euerm braunen Leib, worin das Auge dunkelnd
die Nacht der Nächte offen hält,
in Widerschein von tanzenden, roten Lichtern
funkelnd,
und heiß, als schmolz darin die Welt.
Ihr Abendschönheit, rote Lilie, glühender Schnee
und Buchengold um den entflammten Höensee.
O spiegelt Euer schmal Gesicht im braunen
Kaffee!

Prinzeß, wenn im Herbst die Abende erkalten,
will ich es wieder in den Händen halten.
Ihr biegt Euch wieder in meinen Armen und lacht
ein Lachen, das uns von den Menschen scheidet.
Doch bitte, bitte, nehmt Euch dann in acht
und seht, daß Ihr nicht an Migräne leidet.

Einheitliche Konzerte

Von Felix Stössinger

Einheitlich ist ein Konzert, das sich organisch ent-
wickelt. Es gibt hundert Gesichtspunkte, nach
denen die Programme gebaut werden können.
Eine geringe Verschiebung der Vortragsordnung
zerstört schon die Bildung und trägt einen frem-
den Keim in das Gemüt des Zuhörers. Wenn
irgend etwas auf seine Stimmung einwirkt, ist es
der vorsichtige Gebrauch seiner Nervenkräfte.
Ein großer Künstler kann die fremdesten Dinge
neben einander stellen. Sein Genie reißt uns mit
und wir lächeln und zittern nach seinem
Willen. Aber wie jämmerlich zerzaust ist unsere
Verfassung. Wir sind beglückt und unbefrie-
digt, erhoben und gestört und kennen den
Grund unserer Unruhe nicht. Die Einheitlichkeit
des Programmes ist deswegen notwendig. Man
hat diesen Gedanken, besonders im „Kunstwart“
begriffen, aber unbeholfen ausgeführt. Alle Vor-
schläge für substantielle Einheitlichkeit sind Un-
fug. An einem Abend den Winter und Sommer,
am nächsten Ritter, Tod und Teufel zu besingen,
ist höchstens äußerlich interessant. Die wahre
Einheit liegt in der inneren Folgerichtigkeit und im
Vermeiden krasser Kontraste.

Ueber drei Konzerte ist heute zu referieren, die
eine zufällige und beabsichtigte Einheitlichkeit
auszeichnen. Ein Fräulein Dubois hat französische
Klaviermusik von Couperin bis Debussy vorge-
spielt, Artur und Therese Schnabel gaben einen
Schubert-Abend und im sechsten Philharmonischen
Konzert waren drei verwandte Naturen nur durch
zwei fremde von einander getrennt. Bei Nikisch
ist das schon ein Ereignis.

Die inneren Zusammenhänge sind bei der Dubois
die Rassenmerkmale der Komponisten; bei den
Schnabelischen die edle Harmonie eines großen
Künstlers; bei Nikisch die Wahlverwandtschaft
zwischen Mendelssohn, Vieuxtemps und Piotr
Tschaikowsky.

„Aber ich bitte Sie“ rufen die Abonnenten.
Man könnte einen Rückschluß ziehen und sagen:
Mendelssohn wird von Nikisch ebenso gut diri-
giert wie Tschaikowsky. Zwei Größen, die auf
einen Dritten gleich wirken, sind auch unter ein-
ander gleich. Aber der Beweis, den man mir nach
Gefühl und Instinkt und Verständnis glaube, oder
nicht glaube, führt an: Mendelssohn und Tschai-
kowsky vertonen oberflächliche Gefühle. Beide sind
von Haus aus Melodiker und erst Symphoniker aus
zweiter Hand. Mendelssohn ist als Künstler ein
kultivierter Spießer und infolge seiner Abstammung
sentimentaler als erlaubt. Tschaikowsky ist letz-
ten Endes eine kleine Natur: Ein Genießer des
Negativen und Empfinder des Vergänglichen. Er
liebt die vorüberschwebenden Gefühle. Er strei-
chelt die Schwermut. Er ist ein Künstler, weil er
sein Innenleben ausdrücken kann. Aber es ist das
Innenleben eines Kleinbürgers. Auch er ist wie
Mendelssohn Heimatkünstler. Das Nationale
nährt und stärkt seine Kunst. Das russische Kolo-
rit ist matt und traurig. Es färbt die gleichfarbige
Natur eines sanften Menschen und verdickt seine
Kunst. Das verwandte Volkstum Tschaikowskys
ist kräftiger als das Mendelssohns. Deswegen ist
Tschaikowsky auch absolut bedeutender. Die
Voraussetzung für eine erträgliche Musik Men-
delssohnschen Charakters ist ein russischer Ge-
burtsschein.

Zwischen beiden wurde der Zauberlehrling von
Dukas gespielt. Eine auch ohne Goethe wirksame
und reizvolle Musik, deren betuliches Fagottthema

rhythmische Vorstellungen hinterläßt. Auch Vival-
dis g-Konzert ist eine rhythmische Erinnerung.
Aber was Dukas lobt, tadelt Vivaldi, weil die Phra-
seologie des Zeitgeschmackes die menschlichen
Eigenheiten übertönt und der schöne Charakter
dieser alten Violinmusik nicht spezifischen Vivaldi-
schen Ursprunges ist. Doch ihre rhythmische,
durch Intervalle wirkende Großzügigkeit machte
beim Spiel Ysayas Vollendung aus. Die Elftöne
seiner Geige entzaubert eine impulsive und male-
rische Bogenführung.

Historische Assoziationen verbinden mit Vivaldis
Violinkonzert den Klavierabend von Marie Dubois.
Auf Scarlatti geht Vivaldis Form zurück und da-
mit auf die ersten Komponisten des Klaviers. Cou-
perin und Rameau sind Stammgäste in Klavierkon-
zerten und heute ebenso frisch wie vielleicht auch
die Daquin, Dagincourt, Dandrien. Das Spiel
der Dubois hat die Stilunterschiede vorge-
stellt. Man liest, daß Rameau früher als Couperin
wirkte, ihn aber, überlebend, steigerte. Diese
auch sonst Haydn und Mozart parallele Entwick-
lung wurde hier lebendig. Noch deutlicher aber
zeigte sich die natürliche Entwicklung der fran-
zösischen Klaviermusik. Debussy, Thomé und
Widor sind wie ihre Ahnherren wieder Miniatur-
maler und Programmatiker. Die Steigerung des
Tanzes zur Klaviermusik reicht nun von Cham-
bonnière bis Saint-Saens und Pierne.

Fräulein Dubois ist sicher fleißig gewesen. Sie
spielt technisch und geistig vortrefflich. Die
Härte ihres Anschlages ist nicht hart genug, um
charakteristisch sein zu können. Man erschrickt
davor, sie nicht recht loben zu dürfen. Wie hoch
ist doch das Niveau, wenn erst soviel Können in
den guten Durchschnitt eingereiht wird.

Das Konzert von Artur Schnabel und Therese Behr
zählt zu den Erlebnissen auf meinen diesjährigen
Winterreisen. Welch eine Entwicklung hat die-
ser Mann seit einem Jahr durchlaufen. Er schlug
auf das Klavier wie mit Basalt auf Granit. Jetzt
hat er eine spielende, aber nicht spielerische
Leichtigkeit in den Fingern. Er ist nicht mit An-
sorge oder Busoni in eine Klasse zu ordnen. Ihm
fehlt noch die letzte Bedeutung, wenn auch nicht
die Kraft, sie zu gewinnen. Ueber alles liebe ich an
ihm seine innere Schwerfälligkeit. Wie arbeitet
der ganze Mensch. Die Musik ringt sich aus sei-
ner Brust und stöhnend schafft er aufs neue. Sein
Anblick läßt die Leichtigkeit des Spiels nicht recht
begreifen. Sehenswert ist das Phänomen, wie
männliche Anmut aus männlicher Kraft geschöpft
wird. Artur Schnabel ist im besten Sinne ein
Klavierschauspieler.

Therese Behr ist reine Sängerin und gehört zu den
wenigen durchaus harmonischen Künstlernaturen.
Wenn sie ihre Gefühle nur ängstlich und verhalten
aufdeckt, so kann diese Keuschheit durch ihre ge-
ringen Stimmittel erklärt werden. Aber vor dem
Wunder gleicher Körperlichkeit erscheint diese Er-
klärung nur als Ausflucht. Während der Körper der
Musikanten mehr oder weniger irrelevant ist, er-
scheint er bei Therese Behr als Ausdruck der
Seele. Diese für das Pack nichtssagende Steifheit
der Glieder ist von Innigkeit erwärmt, die nur nicht
sichtbar zur Geltung kommt. Und die gleiche In-
nigkeit atmet der müde, schmalbrüstige Gesang.
Die Stimme ist sehr milde, von geringem Umfang
und noch nicht vollkommen ausgebeutet. In den
höheren Lagen fühlt man die technische Arbeit und
die Schwierigkeiten des Vortrages. Aber wie rüh-
rend quellen die Gefühle auf und wie treibt der
niedergehaltene Schmerz, besonders in den Lie-
dern: „Der Lindenbaum“ und die „Nebensonnen“
die Tränen gegen Kehle und Wimpern. Diese
liebe Frau ist keine ganz große Künstlerin, weil
sie nicht das Leid des verlassenen Burschen zu
typischer Tragik steigern kann. Doch wie sie ist,
ist Harmonie der Reiz ihres Wesens. Monumenta-
lität und reicheres Stimmaterial würde die Ein-
heit und Schönheit dieses echten Menschentums
nur auflösen und zerstören.

Peter Baum

Von Else Lasker-Schüler

Er versäumt den Tag, und die Dunkelheit erreicht
er, wenn es zu spät ist. Aber er träumt noch
schnell unter dem verschwindenden Mond. Einmal
kam Peter Baum barhäuptig im Januar ins Theater
gegangen, draußen waren 15 Grad Zer—fahren-
heit. Einmal steckte er seine brennende Zigarre in
die Hosentasche, später meinte Peter Baum — daß
es nicht die Kartoffeln auf dem Feld gegenüber

wären, aber daß seine Lende versenge. Und doch hat St. Peter Hille einmal gesagt: Peter Baum sei der sensibelste Mensch, den er je kennen gelernt habe. Peter Baum ist ganz blau. Das heißt übersetzt: Er ist ein Dichter. Sternensalme hat er gedichtet für die Harfe Davids, für das Herz Salomos, des Dichterkönigs von Juda. Und doch ist Peter Baum der leibliche Sohn und Erbe des Evangeliums. Seine Väter waren die Herren von Elberfeld im Wupper-Muckertale. Sie beteten zu Luther und wachten auf in Sonntagsfrühe beim ersten Schrei des Kirchenhahns. Manchmal erscheinen sie ihrem Urenkel im Schläfe, weniger der jüdischen Psalme, aber seines abtrünnigen Romans „Spuk“ wegen. Es ist ein Roman im Kaleidoskop; die Bilder kommen buntartig und schwinden blendend wie teuflische Spiegel. Ein flackerndes Fleckenspiel hinter geschlossenen Augen. O, und seine wundervollen Novellen „Im alten Schloss“ brachte er mir eines Abends, seine große Tannengestalt erschien mir noch eine Krone höher, so aufwärts wie der Graf seines Buches, ein wetternder Weihnachtsbaum, der seinen Schmuck abgeschüttelt hat. Die Wochenschrift „Sturm“ wird Peter Baums neuestes Werk bringen, das spielt zur Rokokozeit und ist in geblümter Seidensprache geschrieben. Wie tief seine Dichtungen doch ihn erleben und er sich an ihnen verwandelt!

Ausgelachte Lyrik

Von S. Friedlaender

Ich habe einige Gedichte von mir unter dem Titel „Durch blaue Schleier“ veröffentlicht und zu meiner Genugtuung sind zwei davon (die übrigens nicht zu den besten gehören) von der versammelten Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger herzlich belacht worden. Ich bin durchdrungen von der Gewißheit, daß erstens meine Gedichte keineswegs auf dem Niveau jener Genossenschaft stehen; daß zweitens auch mein allerschlechtestes Gedicht jenes Niveau überragen muß; daß endlich von Klassenintelligenz an alles, was nicht auf ihrem Niveau ist, stets in dem Sinne verlacht werden wird, wie wenn es unter ihm wäre. Denn dieses ist immer der Unterschied des gemeinen Lachens vom edlen und vornehmen gewesen, daß jenes auch das Erhabene noch in den Staub unter seinen Füßen zieht; hingegen dieses adelt auch noch den Staub. Das Lachen des Vornehmen über den Geringen hat einen gewissen himmlischen und reinen Klang, der das Geringe harmonisch mitklingen läßt. Wo aber Gemeinheit (d. h. „Durchschnitt“ und Tieferes) über Edleres lacht oder, was ganz genau dasselbe besagt, Theodor „Lessing“ über Samuel Lublinski; desgl. Hermann Nissen über Salomo Friedlaender; der kranke und „gesunde“ Menschenverstand über den übergesunden — dieses rohe Gelächter stumpfsinniger Verstandlosigkeit schändet, entehrt, vernichtet bloß sein Objekt; es ist nicht auch schöpferisch. Muß ich diese Eule nach Athen tragen? — Man prüfe das Lachen! Ich versichere, daß ich genau so sehr über meine Gedichte, über Lublinski und Walden lache, wie Nissen, „Lessing“ und Konsorten: Aber anders, anders! Denn seit wann, heillose Einfalt, ist das Lachen nicht mehr weit verräterischer für den Lachenden als für den Ausgelachten? Es ist leicht, zu lachen. Alles kälbert gern, vom Jüngling bis zum Nordpolentdecker, das Lachen ist aber eine angenehme Verrichtung. Es ist leicht, überhaupt zu lachen: allein weise zu lachen: so zu lachen, daß man alle Lacher, auch den Ausgelachten auf seiner Seite hat, befreiend, erlösend, aufklärend zu lachen, vermögen (außer Nietzsche-Zarathustra) nur wenige Menschen, nur Lessinge, die nicht Theodor heißen. Dieser Heiterling Theodor nimmt sich und George verzweifelt ernst, meinen Lublinski höllisch lustig: Das ist der netteste Beweis für die unglaublich alberne Leichtfertigkeit der flachen und rohen Lache, die er tierisch aufschlägt. Je gründlicher, weiser und göttlicher jemand lacht, desto weiter wird der Umkreis des Verlachten, bis er zuletzt die Welt und den Lacher mit in sich einbezieht. Wer sich bis in das Mark der Knochen hinein Kraft nimmt, kommt aus dem Lachen über sich nicht mehr heraus. Es ist dieses das ganze Geheimnis des Ernstes, daß das Lachen mit in sein Wesen hineingehört. Wie dumm lacht so ein Kerl, der aus seines Ernstes sicherem Hafen lacht! Wie ordinär macht Lessing von dem vermeintlichen Privileg, nicht Lublinski zu sein, Gebrauch! Wir kennen dieses menschlich-allzumenschliche Gelächter, das heute ihre

ehemaligen Kreuzigungen und Verbrennungen mehr als ersetzt! Es gibt eine Rangordnung des Gelächters, und sie beruht auf einem Gegensatz. Um rund herauszukommen, muß ein Gelächter Bosheit mit Güte konsonieren lassen, Vernichtung mit Schöpfung. Was wäre eine Logik der bloßen Negation? — Vernichtende Kritiken, die nicht ebenso schöpferisch sind, vernichten auch nur halbwegs. Wer wie der sogenannte „Lessing“ verzerrt, ohne zu rechnen, daß nur Ideale verzerrt werden können; daß seinem von ihm und von der Natur so häßlich verzerrten Lublinski — für Lessings flache Sinne unempfindbar — das herrliche Wesen Lublinskis noch deutlich erkennbar untergelegt ist, der gibt klärlich zu verstehen, daß er die Dinge auch nur halb ernst nehmen kann; daß auch seine Verehrungen flache Hügel sind, daß er den Diameter seines Lachens nur als Halbmesser kennt. Lachen ist, wenn es mehr sein möchte als ein albernes Gekälber, die schwerst erlernbare Kunst, der vollendete Triumph aller Welt. Nur die Gerechtigkeit dürfte lachen. Das infernalische Gelächter „Lessings“ sollte Herr Lublinski olympisch beantworten: mit welcher wundervollen unsichtbaren Schönheit verkält er seine sichtbaren Verrenkungen. Wenn also überhaupt gelacht werden soll, so lache man unisono und gegenseitig. Ein Mann wie Scheerbart gar lacht über alle Genissen- und Genossenschaften der Weltangehörigen so sehr, daß ich wünschte, es wirkte allgemein ansteckend. Ich zerreiße jedes edle lyrische Gedicht, über das Nissen usw. nicht lacht.

Offener Brief

Lieber Herr Walden!

Sie fragen mich, ob ich nicht dem sogenannten zweiten Lessing persönlich erwidern will. Doch dazu ist mein Zorn gegen den Ehrenmann nicht groß genug, obwohl freilich, wie ich zugeben muß, sein jüngstes Produkt nach dem Gegenteil von Eau de Cologne riecht. Aber die dicke Komik, in der dieser Brave förmlich eingewickelt liegt, muß mich entwaffnen.

Sehen Sie sich doch nur, bitte, diesen judenfresserischen Semiten an, der nach eigenem Geständnis an Halluzinationen leidet! Da rast, tobt und schäumt er wider etwas, das er „esprit-jüdisch“ nennt, und merkt dabei gar nicht, daß sein eigener Artikel in seiner geistreichelnden Roheit als die duftigste Blüte der von ihm gekennzeichneten Literaturgattung erscheint. Eine solche Ahnungslosigkeit müßte eigentlich zwerchfellerschütternd wirken, wenn nur nicht ein gewisser Ekel wäre, so daß man nach dem Riechfläschchen greift. Immerhin hat diese Groteske mich schon vor dem Kampf entwaffnet, und ich gelange mehr und mehr zur Einsicht jener alten Stoiker, denen Gottes Güte und Weisheit nicht zum wenigsten durch die Existenz gewisser kleiner Lebewesen bewiesen wurde. Darum sei es fern von mir, dem unzweifelhaft menschlichen Lebewesen Theodor Lessing das Recht zum Dasein abzusprechen. Ich lasse diesen Judenfresser semitischer Abstammung ruhig laufen, wie ich auch die unverfälscht arischen Antisemiten zumeist laufen ließ, und Gottes Weisheit pries, der in unergründlichem Erbarmen auch noch diesen Geschöpfen zum Licht der Sonne verhalf.

Mit freundlichem Gruß

Samuel Lublinski

Erklärung

Zu Herrn Herwarth Walden, den wir durch unsere Mitarbeiterschaft zu wiederholten Malen in den Augen der Halbkultivierten kompromittiert haben, kommen zwei Kaufleute und fordern ihn auf, die Chefredaktion einer dem französischen „Le Théâtre“ nachgebildeten Zeitschrift zu übernehmen. Herr Walden setzt den Herren auseinander, daß er sich zu einer derartigen illustrierten Zeitschrift nur dann verstehen könne, wenn sie in einer streng künstlerischen und durchaus vornehmen Form gehalten sei, legt ihnen zahlreiche Nummern der früher von ihm geleiteten Zeitschriften vor, deren Ton und Inhalt die Herren als für die neue Zeitschrift maßgebend anerkennen. Zum Ueberfluß macht Herr Walden die Herren mit dem skandalösen Benehmen bekannt, das die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger seiner streng künst-

lerischen Haltung wegen ihm gegenüber an den Tag gelegt hat. So auf das Genaueste informiert, engagieren die beiden Kaufleute Herrn Herwarth Walden auf mehrere Jahre unkündbar als Chefredakteur. Darauf versieht er die Herren, die zunächst nicht viel mehr wußten, als daß sie eine Theaterzeitschrift haben wollten, mit Ideen und Anregungen. Die neue Zeitschrift, die auf Herrn Waldens Vorschlag den Titel „Das Theater“ erhält, erscheint vom 1. September 1909 ab als Halbmonatsschrift, findet im In- und Ausland eine große Verbreitung und genießt den Beifall der maßgebenden künstlerischen Kreise.

Aber schon am ersten Tage stellt sich heraus, daß die Herren Kaufleute Neigung haben, sich nach bekanntem Muster, jedoch mit vermehrtem Eifer, in die redaktionellen Angelegenheiten einzumischen. Sie erlauben sich Kritiken über unsere Mitarbeiter-schaft und geben immer deutlicher zu verstehen, daß sie die Zeitschrift im Geschmack eines Familienblattes gehalten wünschen. Sie gebärden sich ganz so wie Leute, die es nicht länger erwarten können, daß die Redaktion Bilder gegen Bezahlung veröffentlicht und die Nennung von Konfektionsfirmen gegen pekuniäre Leistung einführt, was ja schließlich vom Standpunkte der Kaufleute einen reellen Handel und keine Korruption bedeutet. Schließlich gehen die Herren soweit, daß sie ihren Redakteur anweisen, er möge seine Mitarbeiter zu einem dem Fassungsvermögen der Verleger angepaßten Stil anhalten. Als sich Herr Walden auch in diesem Falle gänzlich abgeneigt zeigt, entschließen sich die Kaufleute, die inzwischen in Berlin — die Herren waren fremd am Platze — Fühlung mit den verständnisvollen und gefügigen Literaten bekommen haben, eben jenen Kontraktbruch zu begehen, den die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger ihnen so schön vorgemacht hat, und entlassen den unbequemen Redakteur. Sie entlassen ihn, nicht ohne ihm vorher einen Artikel zensuriert und dafür seinen Herausgebernamen mit einer Schneidereklame und ähnlichen Beiträgen in Verbindung gebracht zu haben. Der Fall ist eine autorrechtliche Novität; aber sie wußten bereits, daß sie des Beifalls und des „Ahas“ aller jener gewiß sein würden, denen wir Mitarbeiter von jeher fatal waren. Wir stellen in diesem Ereignis die Logik der Zeitläufte fest. Es kann gar nicht anders sein, als daß Konfektionäre sich in die Angelegenheiten der Kunst und Literatur einmischen. Und wenn diese Herren, die einen Redakteur mit einem Kommis verwechseln, weil sie geistige Stoffe nicht mit der Elle messen können, von uns verlangen, wir möchten so schreiben, daß wir sogar ihnen verständlich sind, so wollen wir uns wenigstens einmal so ausdrücken, daß sie nicht im Zweifel über das sind, was wir meinen. Wir sagen also: Auf diesen Abschluß brauchen sich die Herren Kaufleute nichts einzubilden. Er ist unlauterer Wettbewerb mit Herrn Nissen. Aber auch auf die Zufriedenheit der Kundschaft, die wir bekämpft haben und weiter bekämpfen werden, brauchen sie sich nichts zugute zu tun. Solche Späße werden wir noch öfter erleben, und dabei die notwendige, wenn auch lästige Bekanntschaft einer Sorte von Menschen machen, die glauben, sie könnten uns dazu benutzen, für den schlechtesten Teil des Publikums Pöfelware zu liefern. Auf den Kontraktbruch dieser Prinzipale, die vor jedem Schmock und Rekordlibrettisten zittern, waren wir von der ersten Nummer an gefaßt. Ein Dutzend in Freiheit redigierter Nummern — wenn das der biedere Nissen erlebt hätte, — der nur bis drei zählen konnte!

Dr. Rudolf Blümner Dr. Alfred Döblin Dr. S. Friedlaender Ferdinand Hardekopf Dr. Siegmund Kalischer Rudolf Kurtz Else Lasker-Schüler Ludwig Rubiner René Schickele Mario Spiro Felix Stössinger.

Beachtenswerte Bücher und Tonwerke

HERMANN BANG: Menschen und Masken Verlag Hans Bondy, Berlin
KARL KRAUS: Sprüche und Widersprüche Verlag Albert Langen, München
LUDWIG HATVANY: Ich und die Bücher Verlag Paul Cassirer, Berlin
JOSEPH SCHÖFFEL: Erinnerungen aus meinem Leben Verlag Jahoda & Siegel, Wien
ROBERT SCHEU: Karl Kraus / Essay Verlag Jahoda & Siegel, Wien

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Malschule
MÜLLER-SCHOENEFELD
 Atelier **Charlottenburg III**,
 Schillerstr. 3:
 Vormittag: Porträt u. Kostüm-
 modell;
 Abend: Dauerakt
 Atelier **Berlin W.**, Lützowstr. 82
 Vormittag: Akt
 Nachmittag: Porträt
 Abend: Skizzierübungen nach
 dem Akt
 (2 Stunden 50 Pfg.)
 Anfragen nach Schillerstr. 3.

BERLIN W. 35
 Potsdamerstrasse 121a
 Atelier
Clara Elisabeth Fiseher
MALEN :: ZEICHNEN
 Neu seit 1. November:
 Plakatkunst Graphik.
 :: Eintritt jederzeit ::
 Näheres Prospekte ::

DEUTSCHE SMYRNA-TEPPICHE

handgeknüpft und mech. gewebt, fertigt in EINZEL-FABRIKATION auch nach besond. Künstler-Entwürfen

VEREINIGTE SMYRNATEPPICH-FABRIKEN A. G.

(ZENTRALE: BERLIN C 2, BURG-STRASSE 24) in ihren Fabriken
 SCHMIEDEBERG i. R. ■ COTTBUS ■ HANNOVER-LINDEN
 aus selbstgesponnenen reinen Garnen, in luft- und lichtechtesten Farben

Mechanisch gewebte, hochflorige Smyrna-Teppiche

:: :: :: :: :: nahtlose Breite bis zu 6 Meter, bei beliebiger Länge und Farbenstellung :: :: :: :: ::

KNÜPFTEPPICHE nahtlose Breite bis zu 12 Meter Haargarn-Läuferstoffe
 IN JEDER STILART, FORM U. FARBENSTELLUNG :: :: :: :: bis zu 1,30 Meter breit :: :: :: ::

NEUHEIT! Deutsch-orientalischer Knüpfteppich „IRAN“ D. R.-Patent
 Besonders dichte, niedrig florige Qualität ECHTFARBIG AUS BESTEM KAMMGARN

Permanente Gemälde-Ausstellung erster Meister

:: Bilderrahmen - Fabrik ::

Spezialist im Zusammenstellen und
 Abtönen der Rahmen ■ Lieferant
 ■ der grössten Künstler ■

HUMBERT CYBULSKI ■ BERLIN W
 Eingetragene Handelsfirma
 Joachimsthalerstr. 12 ■ Bahnhof Zoologischer Garten

Studien-Atelier

BERLIN-W. 30, Habsburgerstraße 11

Akt-Kopf-Kostüm :: Zeichnen ::
 Malen :: Modellieren :: Stilleben
 :: Komposition :: Abendakt ::
 Ab Juli Akt, Landschaft an der See

Prospekt durch MORITZ MELZER

Mal- und

Zeichenbedarf

W. & J. AMLER
 CHARLOTTENBURG
 STEINPLATZ 2
 TELEPHON 1839

HERMANN HOFFMANN ELEGANTE HERRENMODEN



Berlin SW 68 Friedrichstr. 50-51

Verein der Theater- und Konzertfreunde

im Mozart-Saal

7

im Mozart-Saal

Celebritäten-Abende

1.	Donnerstag, den 3. März, 8 ¹ / ₄ Uhr: Irene Triesch Vortrags-Abend
2.	Dienstag, den 8. März, 8 ¹ / ₄ Uhr: :: Therese und :: Arthur Schnabel
3.	Donnerstag, den 10. März 8 ¹ / ₄ Uhr: Franz Naval :: Lieder-Abend ::
4.	Mittwoch, den 16. März, 8 ¹ / ₄ Uhr: :: Hermann Gura :: Lieder- und Balladen-Abend
5.	Sonnabend, den 19. März, 8 ¹ / ₄ Uhr: Gabriele Reuter : :: Barth'sche :: Madrigal Vereinigung Dr. Marx Moeller
6.	Mittwoch, den 23. März, 8 ¹ / ₄ Uhr: Julia Culp Lieder-Abend
7.	Dienstag, den 29. März, 8 ¹ / ₄ Uhr: Lula Mysz-Gmeiner Volkslieder-Abend

Preise der Plätze: 4 M., 3 M., 2 M., 1,50 M., 1 M.,
im Abonnement (alle 7 Abende) bis 1. März abends
21 M., 16,75 M., 10,50 M., 7,90 M., 5,25 M.

Vorverk. b. Bote & Bock, A. Wertheim u. im Mozartsaal

Da der Verein nur eine beschränkte Anzahl Karten
öffentlich abgibt, empfiehlt es sich, baldmöglichst zu bestellen

Verlag F. HARNISCH & Co., Berlin W 57

DR. REBAJOLI'S Italienische Unterrichts-Methode für Schulen Lehrbuch der italienischen Sprache

I. Stufe. Gebunden Mark 2,—. (Für Anfänger)

Diese kurzgefasste aber durchaus übersichtliche Grammatik beschränkt sich darauf, von den Formen, Regeln und Vokabeln nur das zu bieten, was zum alltäglichen Gespräch unbedingt erforderlich ist. Das kleine Werk eignet sich auch besonders zum Zwecke, Damen und Herren, die eine Reise nach Italien vorhaben, eine allgemeine Kenntnis der Sprache zu verschaffen, oder bereits erworbene Kenntnisse in kurzer Zeit aufzufrischen.

II. Stufe. Geb. Mk. 4,—. (Für Vorgeschr. tene)

Als Fortsetzung der I. Stufe für diejenigen Schüler gedacht, die eine gründliche Kenntnis des gesamten grammatischen, syntaktischen und lexikalischen Sprachschatzes anstreben. Diese zweite Stufe enthält ein italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch, das dem Lernenden jedes weitläufigere Lexikon vollauf ersetzen dürfte.

„Spielend“ lernt man Sprachen durch Dr. Rebajoli's Autodidakt

A. Italienisch, elegant gebunden Mk. 10

B. Französisch, elegant gebunden Mk. 10



„Ein monumentales Werk, das jedem, der es ernst nimmt mit dem Lernen einer Sprache, den Stoff zu intensiver Durchdringung und zur völligen Beherrschung des Sprachschatzes in ansprechender Form und in methodischem Fortschritt bietet.“

Selbstunterrichts-Methode mit Hilfe des Grammophons.

Jeder Lehrer, jede Lehrerin, Jedermann muss Dr. Rebajoli's Autodidakt gebrauchen um leicht und gründlich Fremdsprachen zu lernen.

Die darin enthaltenen 33 fremdsprachlichen Gespräche sind auf 33 doppel-seitige „Odeon“-Schallplatten von unübertroffener Fülle und Klarheit der Stimme durch den Autor übertragen worden.

Wiedergabe der Aussprache in höchster Vollendung. Vorführung auf Wunsch beim Autor oder im Verlag. Einzelne Unterrichtsbriefe 50 Pf., Platte dazu M 3. Preis der 33 Platten mit Lehrbuch „Autodidakt“ nur M 100

Zur Wiedergabe der Gespräche eignet sich jedes, auch das kleinste Grammophon; jedoch hat der Verlag hierzu eine trichterlose „Autodidakt“-Sprechmaschine konstruieren lassen, die sich durch besonders deutliche Wiedergabe auszeichnet. Preis derselben nur 50 Mark

Julius Rosenthal

GESCHÄFTSBÜCHER-FABRIK

1815, also vor 95 Jahren / gegründet und seit 1851,
also seit 59 Jahren / unter der jetzigen Firma bestehend

Das Renommee unserer Fabrikate beruht auf deren hervorragender Qualität u. Preiswürdigkeit. Tadellose, beste Papiere, dauerhafte Einbände in solider und äusserst geschmackvoller Ausführung unter Verwendung nur zweckentsprechender und sorgsam geprüfter Materialien zeichnen die Fabrikate der Julius Rosenthal'schen Geschäftsbücherfabrik

□ seit deren Bestehen aus. □
Als Spezialität eines guten und dennoch äusserst billigen Kontobuches in bekannt guter Berliner Arbeit, starkem Papier und solider Ausführung □ offerieren wir neuerdings das □

Kontobuch „Komet“

in Gross-Folio-Format, 21 cm auf 33 cm, oder in Lang-Folio-Format, 16 cm auf 42 cm, mit 380 Seiten Inhalt

für nur MARK 3—

Bitte NUR unter MARKE „KOMET“ zu bestellen

Julius Rosenthal
Geschäftsbücherfabrik
BERLIN SO 16
RUNGESTRASSE 22

Julius Rosenthal Filiale
GESCHÄFTSBÜCHER UND
KONTORBEDARF G. m. b. H.
Behrenstr. 30, Ecke Charlottenstr.

Verein für Kunst

Salon Cassirer ■ Viktoriastr. 35

Donnerstag, den 3. März
:: abends 8 Uhr ::

Adolf Loos

Ornament und Verbrechen
Vortrag

Gastkarten zu Mark 2 und 1
an der Abendkasse

Die Fackel

Herausgeber:
Karl Kraus

Soeben erschienen
Nummer 296—297

Aus dem Inhalt: Joseph Schöffel von Karl Kraus — Die Arbeiterzeitung und die Taussigclique — Glossen: Eine Neuerung — Der Punkt — Deutsche Dichter — Das Buch über Berlin — Der gordische Knoten von Karl Kraus

Doppel-Nummer 50 Pig

Überall erhältlich

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI

SIEGFRIED SEEGER

BERLIN S 42, RITTERSTRASSE 26

TELEPHON AMT IV, 1045

TELEPHON AMT IV, 1045

ILLUSTRATIONS-DRUCK, SETZ-
MASCHINEN, BUCHBINDEREI
STEREOTYPIE, MODERNSTES
■■■■ SCHRIFTENMATERIAL ■■■■

Spezialität: Druck von Broschüren, Katalogen,
Zeitschriften, Werken, Massenauflagen ■ Buntdruck

In Berlin erscheinende französische Zeitschrift

JOURNAL d'ALLEMAGNE

Zur Vervollkommenheit in der
französischen Sprache geeignet

Abonnementspreis vierteljährlich Mk. 1,50